


**Nr. 226. Bromberg, den 4. Oktober 1929.**

# Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.



(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Meinen Sie, daß er ermordet wurde?“ wimmerte sie.

„Ich fürchte, hier gab es — ein Unglück“, entgegnete er ausweichend. Er stand vor ihnen, und zwar so, daß er ihnen den Anblick der liegenden Gestalt entzog, und daß sie ein kleines glitzerndes Etwas nicht sehen konnten, das daneben lag und das nur er gesehen hatte. „Kommen Sie“, sagte er, „gehen wir hinunter!“ Er schob die beiden über die Schwelle und zog die zerbrochene Tür zu.

„Wollen Sie ihn so — dort — liegen lassen?“ flüsterte Frau Pendleton.

„Es muß sein, wenigstens bis die Polizei ihn sah“, belehrte er sie. „Wir täten vielleicht gut daran, Thalassa im Wagen nach St. Fair zu senden. Fahren Sie zu Polizeisergeant Pengowan, Thalassa, und bitten Sie ihn, gleich hierherzukommen. Dann verständigen Sie sofort Herrn Austin Turold und seinen Sohn. Rasch, rasch, mein Lieber! Verlieren Sie keinen Augenblick!“

Thalassa eilte den Gang entlang, als wäre er froh, hinwegzukommen. Seine schweren Schuhe klapperten die Treppe hinab und durch die leere Halle. Dann schlug die Haustür krachend zu.

Die anderen folgten langsamer. Sie traten in das Empfangszimmer, in dem gedämpft eine Tischlampe brannte. Frau Pendleton drehte den Docht in die Höhe, sank in einen Sessel und deckte das Gesicht mit den Händen.

Es war das Zimmer, in welchem noch an diesem Nachmittag Robert Turold von seinem Lebenswerk gesprochen hatte.

„Armer Bob!“ schluchzte sie. „Seine besten Jahre opferte er für den Adelstitel, und was nützt das alles jetzt?“

Das war der einzige Gesichtspunkt, von dem aus sie im Augenblick des ersten Schreckens die Tragödie ins Auge fassen konnte. Andere Gedanken und Vermutungen, ihres Bruders seltsamen Tod betreffend, sollten erst später kommen, bis sie wieder des Denkens fähig war.

Stille sank nieder, nur unterbrochen vom Ticken der Uhr und vom unheimlichen Rauschen des Windes, der um das alte Haus heulte, wie ein geschrecktes Weib in der Finsternis. So verging fast eine Stunde. Da tönte verhaltenes Klopfen an der Eingangstür. Dr. Ravenshaw öffnete. Austin Turold stand auf der Schwelle.

„Dies ist eine böse Nachricht, Doktor“, sagte er und trat rasch ein.

„Ich kam den anderen voraus, — ging zu Fuß. Thalassa wartet im Kirchdorf auf den Polizisten, der beruflich fort ist, aber bald zurückerwartet wird. Sie dürften in kurzer Zeit hier sein.“

Er sprach ein wenig atemlos, als wäre er schnell gelaufen und als wünschte er etwas zu sagen, gleichviel was es sei. Er fuhr fort:

„Wie geschah es nur? Sagen Sie mir alles. Ich konnte von Thalassa nichts erfahren. Er mußte im Polizeibureau ziemlich lange auf Pengowan warten, ehe er mich aufsuchte. Er klopfte wie ein Wilder an meine Haustür, und als ich hinunterkam, sprudelte er nur heraus, mein Bruder sei tot, — erschossen, — doch ich konnte kein erklärendes Wort von ihm erlangen. Was bedeutet das alles?“

„Ich kann es nicht sagen. Ihre Schwester und ich kamen eben hier an, als Thalassa fort wollte, mich zu Hilfe zu rufen. Ihre Schwester ist im Salon.“

Austin Turold eilte am Doktor vorbei und öffnete die Tür des erleuchteten Zimmers. Bei seinem Eintritt sprang Frau Pendleton auf, ihn zu begrüßen, Schmerz und Gram lagen in ihrem Blick, doch in Austins Zügen kämpfte Überraschung mit seiner Erregung. Sie umklammerte seine Schultern und küßte ihn.

„O Austin“, rief sie, „Robert ist tot, — ermordet!“

„Die Nachricht trifft mich aufs tiefste“, erwiderte ihr Bruder. „Was ist geschehen? Sandte jemand nach dir? Kamst du deswegen her?“

Frau Pendleton schüttelte den Kopf, bei allem Schmerz nun auch verlegen. Sie dachte daran, daß sie den Grund ihres Besuches vor ihrem jüngeren Bruder hatte geheimhalten wollen und nun die Wahrheit nicht gut gestehen konnte.

„Nicht eigentlich“, gab sie ein wenig unsicher zurück. „Ich wollte Robert vor meiner Rückkehr nach London noch einmal sprechen. So fuhren wir nach dem Abendessen hierher und fanden ihn — tot.“ Neuerliches Weinen schnitt ihre Worte ab.

Rasch und nervös ging Austin Turold im Zimmer auf und nieder. Dann sagte er leise zu Dr. Ravenshaw: „Ich möchte gern hinaufgehen, ehe die Polizei kommt.“

Dr. Ravenshaw nickte, und sie gingen zusammen hinauf. Die gebrochene Tür wich zurück und ließ das erleuchtete Zimmer frei mit dem toten Mann auf dem Boden. Austin näherte sich seines Bruders Leichnam, betrachtete ihn schaudernd und wandte sich ab. Er bückte sich, um den kleinen Revolver anzusehen, der daneben lag. Doch er berührte ihn nicht. Nochmals neigte er sich über den Toten. Diesmal aber war mehr Fassung in seinem Blick.

Der Gegenstand, auf welchem die gestreckten Arme ruhten, war eine alte holländische Haubenuhr, die aus einer Wandnische gefallen oder gezerrt worden war und nun mit zersplittertem Glasgehäuse lag. Die Zeiger wiesen halb zehn.

„Sehen Sie nur das Blut!“ Austin wies auf einen roten Fleck auf dem großen weißen Zifferblatt. „Wie geschah es nur?“

„Ich weiß nur wenig mehr als Sie. Ihre Schwester suchte mich vor etwa einer Stunde auf und bat mich, sie herzubegleiten. Sie wollte ihren Bruder in einer privaten Angelegenheit sprechen, und sie wünschte meine Begleitung sehr. Thalassa ließ uns ein und sagte, er fürchte, daß seinem Herrn etwas geschehen sei. Wir eilten sofort herauf, erbrachen die Tür und fanden — dies hier.“

„Hörte Thalassa den Schuß?“

„Er sagt, er hörte nur den Krach."

„Der rührte von der Uhr her, nehme ich an. War mein Bruder schon tot, als Sie ihn fanden?"

„Eben verschieden. Der Körper war noch warm."

„Ich glaube, Sie sagten, die Tür war von innen versperrt?"

„Sie war verschlossen, als wir kamen."

„Dann muß sie von innen versperrt worden sein", sagte der andere, der offenbar einen geheimen Gedanken fortspann. „Doch wo ist der Schlüssel? Ich sehe ihn nicht an der Tür. Oh, hier ist er!" Er neigte sich rasch und hob einen Schlüssel vom Boden auf. „Robert muß ihn herausgenommen haben, als er die Tür versperrte."

„Vielleicht fiel er heraus, als wir uns gegen die Tür warfen", wandte der Doktor ein.

„Möglich. Das hatte ich vergessen. Sehen Sie, die Uhr blieb um halb zehn stehen." Er beugte sich nieder, um genau zu sehen. „Mein Bruder verwahrte Privatpapiere im Uhrkasten", setzte er hinzu. „Ja — es ist, wie ich annahm. Hier sind einige Dokumente, sein Testament und andere. Vielleicht sollte ich sie an mich nehmen."

„Sicher. Ich täte es an Ihrer Stelle", meinte der Arzt.

Austin stand auf und legte die Papiere in seine Brieftasche.

„Ich sehe — jetzt — ganz klar, wie alles kam", sagte er. „Der arme Robert hatte sich angeschossen und wollte dann sein Testament aus der Uhr nehmen. Da fiel er um und riß die Uhr mit sich."

„So stellen Sie sich es vor?" fragte Dr. Ravenshaw.

„Ich weiß keine andere Deutung", entgegnete Austin schnell. „Die Tür war von innen versperrt und vom Fenster aus konnte niemand in das Zimmer dringen. Das Haus steht wenigstens zweihundert Fuß über der Klippenhöhe. Ich vermute, daß mein Bruder, nachdem er den Schuß abgegeben hatte, sich sterbend entsann, sein Testament hier im Uhrkasten verwahrt zu haben, und daß er fürchtete, es würde hernach nicht gefunden werden. Er mühte sich verzweifelt, die Uhr zu erreichen und riß sie im Fallen mit sich."

Aufmerksam lauschte der Doktor der unbeglaubigten Schilderung von Robert Turolds letzten Augenblicken.

„Warum aber hätte er sich umbringen sollen?" fragte er zweifelnd.

„Aus Gram und Reue. Entsinnen Sie sich seiner Enthüllung vom heutigen Nachmittag? Das ist eine Angelegenheit, die ihn wohl der Sinne beraubt haben mag."

„Ach so", sagte der andere nachdenklich. „Ja, Sie mögen recht haben."

Das Gespräch wurde unterbrochen. Lautes Pochen klang von unten herauf.

„Das ist gewiß die Polizei", bemerkte Dr. Ravenshaw. „Gehen wir hinunter."

## 10. Kapitel.

„Warum hatte Robert Selbstmord begangen?"

Dies war Frau Pendletons gequälter Aufschrei jetzt und auch später. Es gab im alten Haus über den Klippen einen erregten Auftritt zwischen Bruder und Schwester, eher über die Ereignisse dieses Abends das abschließende Wort gesprochen wurde.

Drohend sagte sie zu Austin, als beide allein waren: „Robert ist ermordet worden, Austin, ich weiß es bestimmt. Was du sagst, ist mir gleichgültig, doch so wahr es Gesetze in England gibt: Ich werde seinen Mörder finden."

Mit dieser Feststellung ging sie, von ihrem Manne gefolgt, aus dem Hause und überließ es ihrem Bruder, allein durch trübe Sumpflandschaft nach seinem Quartier im Kirchdorf zurückzuwandern.

Sie selbst verbrachte im Hotel eine schlaflose Nacht. Warum hatte Robert Selbstmord begangen? Warum? Das war die Frage, die von ihren Lippen gesprungen war, gleich als sie Austins Ansicht hörte. Doch unter den einstürmenden Gedanken, die ihr diese nächtlichen Stunden füllten, suchte sie lang und ergebnislos nach irgendeiner Rechtfertigung, die ihres Bruders Tod erklärlich scheinen lassen konnte.

Erst als das erste schwache Morgendämmern sich durch die geschlossenen Fensterläden stahl, kam ihr die Erinnerung an einen Zwischenfall vom vorigen Tage, der im Augenblick stärkste Wirkung auf sie geübt hatte, ihr aber unter der Macht späterer furchtbarer Ereignisse entschwunden war. Es war der Gedanke an den sekundenlangen Blick eines Augenpaares durch die Türspalte, während ihr Bruder von der Illegitimität seiner Tochter sprach und von ihrer Mutter Schande. Dachte sie an jenen Blick, so trat fast gleichzeitig vor ihr inneres Auge das grimmige, unfreundliche Gesicht von ihres Bruders Diener Thalassa.

Hätte man sie gefragt, Frau Pendleton hätte nicht recht gewußt, warum sie Thalassa mit jenem Zwischenfall in Verbindung brachte. Die beiden Eindrücke waren blitzschnell in ihren Sinn gedrungen und nun verblieben sie darin. Sie war jetzt davon überzeugt, daß sie die ganze Zeit über Thalassa in Verdacht gehabt hatte, jener Beobachter an der Tür gewesen zu sein und dort seiner eigenen bösen Zwecke wegen gelauscht zu haben. Sie wußte nichts über Thalassa, doch sie empfand Abscheu vor ihm, seitdem sie ihn kannte. Nun verdichtete sich dieser Abscheu zur deutlichen Verdächtigung. Sie beschloß in der ihr eigenen impulsiven Art, sobald es nur anging, die Polizei von diesem Verdacht in Kenntnis zu setzen.

Sie war in erster Linie eine Frau der Tat, und trotz ihrer schlaflosen Nacht war sie fertig angekleidet, ehe noch ihr Mann erwachte. Als er zum Frühstück hinunterkam, hatte seine Frau das ihre bereits beendet und war zum Ausgehen bereit.

„Wo ist Sisily?" fragte er und deutete auf des Mädchens leeren Platz.

„Ich bestellte das Frühstück auf ihr Zimmer und ließ sie bitten, zu Bett zu bleiben, bis ich zu ihr komme", antwortete sie. „Mir obliegt die schmerzliche Pflicht, ihr die Kunde von Roberts Tod zu bringen."

Nach diesen Worten erhob sie sich vom Frühstückstisch und ging, ehe sie das Hotel verließ, die Treppe zu Sisilys Zimmer hinauf. Unterwegs bedauerte sie neuerlich, sich mit der Verantwortlichkeit für Sisilys Zukunft beladen zu haben. Sie hatte ihre Nichte am vergangenen Abend nicht gestört. Auf dem Wege nach ihrem eigenen Zimmer hatte sie wohl leise Sisilys Tür zu öffnen versucht. Da sie aber versperrt war, ließ sie das Mädchen ruhig schlafen und behielt sich die Übermittlung der tragischen Botschaft für den nächsten Tag vor.

Sisily saß lesend am Fenster. Das Frühstück stand noch unberührt auf einem Tischchen neben ihr. Als ihre Tante eintrat, legte sie das Buch zur Seite und stand auf, sie zu begrüßen.

Frau Pendleton neigte sich über die Nichte, küßte sie und nahm ihre Hand. Dabei merkte sie, daß Sisily vergrämt und müde aussah, daß sie schwarze Ringe unter den Augen hatte, als ob auch hinter ihr eine schlaflose Nacht läge.

„Setz' dich, Sisily", sagte die Tante, führte das Mädchen an seinen Sessel zurück und setzte sich daneben. „Ich habe böse Nachricht für dich, mein Liebling, und du mußt ein tapferes Mädchen sein. Deinem Vater ist etwas zugestoßen."

„Was ist geschehen?" fragte das Mädchen rasch. Und als lese sie hinter den Worten ihrer Tante, fügte sie hinzu: „Willst du sagen, daß er — tot ist?"

Frau Pendleton neigte feuchten Auges ihr Haupt. „Es ist noch ärger", fuhr sie fort und dämpfte ihre Stimme in ein Flüstern. „Er — er wurde ermordet. Wir fanden ihn gestern abend. Hör' zu, Liebling, ich will dir alles erzählen."

Während sie sprach umschloß sie die kalten Finger mit tröstendem Druck, doch jäh wurde die Hand zurückgezogen. Sisily sprang auf, trat von ihr weg, kam dann wieder nah und ihre Augen flammten in dem weißen Gesicht.

„Erzähle!" sagte sie.

Frau Pendleton erzählte so viel von dem Geschehenen, als sie zu berichten für gut fand. Die Art, wie das Mädchen die Nachricht empfing, war ihr rätselhaft, und vor finster forschenden Blicken mußte sie die Augen niederschlagen. Schweigend lauschte Sisily und sagte dann nur:

„Ich möchte jetzt gern ein wenig allein bleiben, entschuldige mich, bitte."

(Fortsetzung folgt.)

# Die arme Gräfin.

Skizze von Sophie Hoechstetter.

Gräfin Hanna hatte ihre Tagesarbeit als Buchhalterin an einem Krankenhause hinter sich. Die Dienstzeit ließ ihr freie Nachmittage, und sie eilte, um die Bekannten zu Tisch nicht warten zu lassen. Hanna lächelte vor sich hin. Wie gut ging es ihr jetzt! Seit über einem Jahre fühlte sie sich nicht mehr als die von Jedermann bedauerte, trostlos häßliche Komtesse. Seit über einem Jahre hatte sie den herrlichen Briefwechsel mit einem Standesgenossen, besaß sein Vertrauen, wußte, jenseits des Meeres dachte jemand in Zartsinn an sie.

Potsdam hat nicht allzu viel große Ladenfenster, in denen man sich spiegelt, aber immerhin genug, um Hanna öfters ihr Bild zu zeigen. Die Hutmode war so günstig. Man sah nicht die überhohe Stirn, das dürftige Haar, vielleicht auch nicht die kupfrige Haut. — Nach Tisch stieg Hanna in ihre kleine Wohnung hinauf, ruhte ein wenig und beschloß, heute dem Rittmeister Berger Herbstveilchen mitzubringen. Der Duft würde dem Kriegsblinden wohltun, und auch eine Stelle aus Kurt Egloffs gestrigem Brief sollte er hören.

Rittmeister Berger begrüßte seine treue Vorleserin voll Freude. Er hatte früher manchmal gedacht, vielleicht schade es ihrem Ruf, zu ihm zu kommen, bis ihm ein Kamerad sagte: „Sei nicht böse, aber in Potsdam denkt niemand daran, daß eine Komtesse Frau Berger werden wolle." Hanna achtete Berger nicht nur um seines Unglücks willen. Er hatte ein stilles, resigniertes Gesicht, er trug sein Geschick mit großer Würde. Die Frau war ihm gestorben.

Hanna entfaltete ihren Brief. Sie las vor, wie viele deutsche Landwirte jetzt nach Kanada kämen, las mit besonderer Betonung, daß diese Männer wohl keine Aussicht hätten, die Heimat wieder zu sehen. Dann fragte der Rittmeister, weil Gräfin Hanna dies sehr gerne erzählte, wie sie Baron Egloff kennen gelernt habe. Hanna lachte: „Aber doch durch den Sattel! Im Adelsblatt war eine Anfrage nach einem Sattel für einen früheren Offizier in Übersee. Da sandte ich Papas Sattel, und es entspann sich der Briefwechsel." Etwas Feuriges kam in ihren Ton. „Nicht wahr, das ist doch hübsch. Wir reiten nicht mehr. Aber ein Deutscher hat drüben den alten Generalssattel." — „Und hier eine so gute Freundin!" Es schwang vielleicht eine Frage im Ton, aber Gräfin Hanna hörte sie nicht. Ach, der ferne Freund wußte nicht, daß sie häßlich war. Dem Rittmeister hier würde man es erzählt haben. Niemals hatte sie die Geltung ihres inneren Gesichts rein erleben können wie nun in diesem Briefwechsel.

Hanna ging wieder heim und begann, den Brief zu beantworten. Da klingelte es, und der Depeschenbote stand da. Ein Telegramm? Wer von ihren Verwandten war krank? Sie riß den Umschlag auf: „Plötzlicher Ruf in Heimat. Bin schon Hamburg. Besuche Sie morgen um Teestunde. Handkuß. Kurt Egloff."

Eine Sekunde lang glaubte sie an Täuschung. Aber ja doch, er war einen Posttag später gereist als sein Brief. Eine Sekunde lang fieberte Freude hoch. Dann folgte Entsetzen: Kurt Egloff durfte sie nicht sehen! Unter keinen Umständen! Denn dann war alles aus. Sie wußte, wie die besten und liebsten Vettern bei aller Herzlichkeit sie gar nicht als weibliches Wesen nahmen. Sie kannte die ewig mitleidigen Blicke guter Freundinnen, das Erschrecken von Menschen auf der Straße selbst. Sie mußte Urlaub nehmen, sich verstecken. Sie mußte fort. Eine schlaflose Nacht kam. Am Morgen der Bescheid des Chefarztes, er habe keinen Ersatz für sie. Sie wankte durch die Straßen. Sollte sie in ein „Schönheitsinstitut" gehen, sich schminken, das armselige Haar künstlich vervollständigen lassen? Wirre Pläne durchkreuzten ihr Hirn. Konnte sie nicht abtelegraphieren? Aber sie wußte ja keine Adresse. Und in drei Stunden war Egloff schon da. Also, sie mußte irgend wohin fliehen. Aber im Pflichtgefühl der Dame hatte sie schon Dinge zum Tee gekauft, richtete sie zurecht, schickte zu den Bekannten, ihr das Mädchen zum Türöffnen zu leihen, kleidete sich um. Und zog sich auch den Mantel an, denn sie wollte doch fort, am Abend durch die Straßen irren, — nur um die Enttäuschung in Egloffs Gesicht nicht zu sehen, nicht den letzten Jugendtraum noch zu verlieren. Da klingelte es. Verstört blickte sie nach der Uhr. Es war so früh — er konnte es noch nicht sein. Aber da klang eine Männerstimme. Sie hatte gerade noch Zeit, den Mantel in ihr Schlafzimmer zu tun — und dann — o Himmel, und dann! — Sie zitterte, als bräche das jüngste Gericht herein. Sie dachte, sie rede irre Worte, während doch ihre Erziehung sie nur das Schickliche tun ließ. Und plötzlich kam ein Aufatmen über sie. Sie wußte nicht, daß sie nicht gleich gewagt hatte, Kurt Egloff anzusehen. Es war ihm eine halbe Minute Zeit geblieben, sein Erschrecken zu meistern. Aber das bedachte sie nicht. Sie sah nur, er lächelte, er war ein schöner, sehr verbindlicher Mann, der, um die erste Scheu der Begegnung zu überbrücken, ihre Kleinigkeiten, ihre Bilder an den Wänden betrachtete und dabei plauderte. Ja, so reizend wußte er zu plaudern, zu danken für alles Gute, was ihm ihre Briefe gegeben, daß eine Art Sicherheit über sie kam. Sie lachte viel, ohne an ihre langen, über einander geschobenen Zähne zu denken, sie goß sich gedankenlos Arrak in den Tee, der ihr Gesicht erhitzte, ihre Hautfarbe noch schrecklicher machte. Sie fragte dringlich nach Egloffs Plänen, ob er nun hier bliebe. Die Glätte der Antworten schien ihr nur lang entbehrte Ritterlichkeit. Plötzlich sprang Egloff auf: „Tausend Verzeihungen, ich muß ja zu einer Sitzung nach Berlin. Muß ein Auto nehmen." Er küßte ihre Hand, knabenhafte Eile kam über ihn. „Wir sehen uns doch noch, liebe Freundin?"

Sie war wieder allein. Bange Tage später begann sie zu ahnen, was es hieß: „Wir sehen uns doch noch!" Es war der Abschluß einer Freundschaft, die ihr Lebensinhalt gewesen. Es kam kein Brief, und sie wußte nicht einmal, wo er in Berlin wohnte. Gräfin Hanna telefonierte im Automaten an ein paar bekannte Hotels. Ohne Erfolg. Endlich erhielt sie eine flüchtige Ansichtskarte aus München. Sie konnte an Jedermann geschrieben sein. Da waren Fassung und Hoffnung zu Ende. Sie dachte nicht einmal an die Bedienung, die sie getreulich jeden Nachmittag kommen ließ und die in der engen Wohnung ihr Schluchzen hören konnte. Eine Zerbrochene beweinte den Tod eines Traumes.

Sie hörte nicht, daß draußen die Tür ging und ein so vorsichtiges Gehen war. Aber sie fühlte plötzlich etwas Feuchtes an ihrer Hand — und sah den Schäferhund des Rittmeisters Berger, dann ihn selbst. „Gräfin Hanna", seine Hand tastete nach irgend einem Anhalt, „sind Sie mir böse, daß Sie schon eine Woche nicht mehr kommen?" Sie hatte keine Beherrschung mehr. Sie stieß heraus: „Ich mache niemand Freude, wenn ich komme; ich bin ja so häßlich, so erschreckend häßlich." — Der blinde Rittmeister kannte den Anlaß dieses Ausbruches nicht. Aber er wußte, was Leid und Unglück ist und welche Wohltat ihm Hannas Besuche, ihre leise, stille Art, ihre teilnehmende Fürsorge, ihr gütiges Herz waren. Er sagte: „Mir gilt dein inneres Gesicht, Hanna, und ich habe nicht nur acht Tage auf dich gewartet!"

---

# Madonna von Guadalupe.

Skizze von Kory Towska.

Der spanische Admiral Pareja hatte sich von Diego Velasquez malen lassen. Entzückt von der Ähnlichkeit des Bildes begab er sich zu dem Künstler, um ihm eine goldene Kette zu überreichen. Als der farbige Sklave, der das Geschenk trug, seinem Herrn beim Weggehen folgen wollte, stieß der alte Seebär ihn mit dem Fuße zurück. „Wenn ich einen Schmuck schenke, gehört der Schrein dazu." So wurde der Mestize Juan, den Pareja in Westindien gekauft hatte, dem Velasquez leibeigen.

Der Meister hielt ihn nicht hart, nur die Reinhaltung der Werkstatt übertrug er ihm. Doch seine Schüler, nach Art gedankenloser junger Leute, verachteten den Halbindianer, und die freien Diener des Hauses packten dem scheuen, gedrückten Sklaven das verhaßte Amt auf, an Sonn- und Feiertagen das Haus zu hüten.

Ein Jahr lang hatte der junge Mischling malen gesehen und die größten Männer Spaniens die Malerei bis zum Himmel erheben gehört, als er der Lust nicht mehr widerstehen konnte, selbst den Pinsel zu führen. Mit Farbenresten und abgelegtem Malgerät versuchte er in den langen Stunden feiertäglicher Einsamkeit auf Pappstücke zu setzen, was Wirklichkeit und Phantasie ihm zeigten: Häuser und Bäume, Menschen und Tiere, Heilige und Teufel. Doch

ließ ihn die Angst, entdeckt und verspottet zu werden, alles wieder vernichten. Bis er sich eines Tages an eine Leinwand wagte. Es war die Madonna, die er malte. Eine Madonna, samtbraun wie er selbst, ihr Mantel violettblau gleich dem Abendhimmel seiner Inselheimat Guadalupe, hinter ihrem Haupte flammte ein Kranz von Goldstrahlen, wie die Sonne ihn zurückläßt, wenn sie in den Golf von Mexiko sinkt, und das Kind in ihren Armen spielte mit der Nopalpflanze, dem Feigenkaktus von den Feldern seines väterlichen Dorfes. Dieses Bild zu vernichten, in das er alles hineingelegt hatte, was als Wunsch und Weh in ihm lebte, brachte Juan nicht über das Herz, doch verbarg er das Gemälde, von seiner Stümperhaftigkeit überzeugt, sorgfältig im hintersten, staubigsten Winkel des Ataliers, den nie ein Mensch betrat.

Da aber kam ein Tag, der in der Malerwerkstatt das Unterste zu oberst kehrte. Zwei hohe Besuche waren angesagt: Philipp IV., König von Spanien, und Peter Paul Rubens, Bürger von Antwerpen. Nicht dem König, der öfter kam, galten die großen Vorbereitungen, die Teppiche, die Blumen, sondern dem König der Malerei, dessen Namen ganz Europa mit Ehrfurcht aussprach und den die Gunst aller Fürsten umschmeichelte. Tiefe Unruhe faßte Velasquez bei dem Gedanken, daß dieser Mann ein Urteil über ihn fällen sollte. Und doch erschien ihm sein eigener Ruf wertlos, so lange der größte Maler seiner Zeit ihn nicht bestätigte.

Zur gleichen Minute kamen die beiden Züge vor dem Hause an: der König, umgeben von der Blüte des spanischen Adels, Rubens, begleitet von Van Dyck, Van Uden, Snyders und anderen seiner Schüler. Ehrerbietig sprangen die Flamländer von den Pferden, um sich vor dem König zu verneigen, der aber rasch absaß. „Wir sind bei einem Maler, hier sind Sie der König!“ Mit diesen Worten nahm er Rubens bei der Hand und betrat mit ihm zusammen die Werkstatt.

Von Meisterwerken umgeben zeigte sich der spanische Maler dem Fürsten der niederländischen Künstler. Während dieser schweigend die Bilder musterte, pochte Valesquez' Herz heftig an die Rippen. Als Rubens endlich sprach, war es, um seiner Bewunderung Ausdruck zu geben. Und als er Velasquez umarmte, da rief dieser in tiefer Bewegung: „Das ist der größte Tag meines Lebens!“ Auch der König und sein Hof empfanden lebhaft die Größe dieses Augenblicks. Velasquez aber fügte hinzu: „Wollt Ihr mein Glück krönen, Sennor, so tut meiner Werkstatt die Ehre an, selbst etwas darin zu malen — wären es nur ein paar Pinselstriche, einem meiner Bilder hinzugefügt!“ — „Eure Bilder sind vollendet!“ lautete Rubens Antwort. „Doch wenn diese Leinwand leer ist —“ Er kehrte einen an der Wand lehnenden, bespannten Blendrahmen um und stieß einen Ruf der Überraschung aus. Es war die Madonna von Guadalupe. Aufmerksam betrachtete Rubens das Gemälde. „Dies Bild ist nicht von Euch, Velasquez, sondern von einem Eurer Schüler. Zeigt ihn mir!“ — Velasquez, nicht minder überrascht, schüttelte den Kopf. „Ich kenne dies Bild nicht.“ Er blickte im Kreise seiner Schüler umher. „Wer hat es gemalt?“ — Niemand meldete sich. Da stürzte Juan ihm zu Füßen: „Ich, Sennor!“ Mehr brachte er nicht heraus. In Todesangst sah er sein Bild, das er im sicheren Versteck gewähnt, in Rubens Händen, und zitternd wie ein Verbrecher verbarg er sein Gesicht.

Was nun kam, dünkte ihn Himmelswunder, denn auf Erden geschehen sonst solche Dinge nicht. Der Maler, zu dem selbst sein Herr wie zu einem Gott emporsah, sagte: „Er darf sich schon heute einen Meister nennen.“ Und der König von Spanien rief: „Ein Mann von Genie darf nicht Sklave bleiben! Er heißt von heute an Juan de Pareja, meinem alten Admiral zu Ehren. Ihr, Sennor Velasquez, nehmt von mir 200 Unzen Gold als Lösegeld für ihn. Und die braune Madonna will ich erwerben. Ich werde ihr eine Kirche erbauen in Mexiko, wo sie, die gnadenreiche Wundertäterin dieser Stunde, mir helfen soll, die Indianer bekehren.“

Während die Höflinge zustimmend murmelten und die Schüler verdutzt dreinschauten, hob Velasquez den Knienden an sein Herz. „Die zweihundert Unzen Gold“, rief er mit frohem Stolz, „gehören dir, Juan. Ich bin belohnt genug, daß du aus einem Sklaven ein Maler und mein Freund geworden bist.“ — „Noch immer dein Sklave, Herr! Und immer will ich es bleiben.“ Damit warf sich Juan de Pareja aufs neue nieder und umfaßte mit leidenschaftlicher Heftigkeit seines Meisters Knie.

Still ergriffen nahm Rubens Pinsel und Palette und schuf eine Skizze dieses Auftritts, so Velasquez' Wunsch erfüllend, eine Spur seiner Anwesenheit in dessen Werkstatt zurückzulassen.

## Lustige Rundschau 

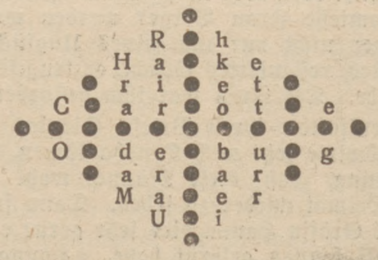
* **Beruhigung.** Arzt (der eine neue Köchin engagiert hat): „Auf eins muß ich Sie noch aufmerksam machen . . ., daß meine Frau nämlich sehr nervös ist! Ihre Vorgängerin hat dem leider nicht Rechnung getragen und gleich das Haus verlassen, als meine Frau sich gestern hinreißen ließ, ihr eine Ohrfeige zu geben.“ — Köchin: „Nee, det fällt mir nich ein, Herr Doktor. Ick haue wieder!“



## Rätsel-Ecke



### Diamant-Rätsel.




An Stelle der Punkte sind Buchstaben zu setzen und zwar zu dem Zwecke, Wörter zu bilden. Sind es die richtigen Wörter, so ist die Bezeichnung der mittelsten wagerechten Linie gleichlautend mit der mittelsten senkrechten Linie.

*

### Buchstaben-Versetzungs-Rätsel.

| | |
|---|---|
| Stier, Nadel | Vogel |
| Esche, Mitte | Wäschestück |
| Heim, Rebe | Frucht |
| Nil, Rad | Land |
| Ulan, Nase | Stadt i. d. Schweiz |
| Arm, Latein | Französ. Dichter |
| Ruster, Adam | Span. Landschaft |
| Nadir, Esche | Gemüse |

Je zwei Wörter, links vom Strich, sind durch Umstellung der Buchstaben in ein Wort zu verwandeln, dessen Bedeutung rechts vom Strich angegeben ist. Die Anfangsbuchstaben der neu gefundenen Wörter nennen den Namen eines deutschen Dichters.

*

### Auflösung der Rätsel aus Nr. 219.

**Kreuz-Scharade:**

| | |
|---|---|
| Ra | be |
| Ro | sen |

*

**Metamorphosen-Aufgabe:**

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| D | R | A | M | A |
| P | R | I | M | A |
| P | R | I | S | E |
| P | O | S | S | E |

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.